

Jürgen Oelkers

Kindheit im Wandel: Macht oder Ohnmacht der Erziehung?)*

1. Lernen mit Schlagzeilen

Die „Kindheit im Wandel“ sehen wir heute jeden Tag in den Schlagzeilen. Und dabei erleben wir auch den eigenen Wandel. Vor zwanzig Jahren hätte ich nicht gleich nach dem Frühstück meine Mails „gecheckt“, ich hätte Ausdruck „checken“ gar nicht benutzen können, weil ich noch keinen Mailanschluss hatte. Heute interessiert mich, was ich in der Nacht alles verpasst habe. Mein Bluewin-Konto erreiche ich über den Server und so über die Hauptseite. Bevor ich also erfahren kann, wer sich alles für mich interessiert hat und ob es mehr sind als gestern, lese ich die Schlagzeilen.

Vor einer Woche, am Morgen des 20. Januar 2015, wurde das „Top-Thema“ so eingeführt:

Magersüchtige werden immer jünger

Behandlungen von Magersüchtigen haben in den vergangenen drei Jahren um 30 Prozent zugenommen. Dabei sind ... vermehrt auch sehr junge Patienten betroffen, Mit ein Grund sei, dass Jugendliche vermehrt durch die sozialen Medien unter Druck gerieten. Früher sei eine typische Magersucht-Patientin 15 Jahre alt gewesen, heute seien teilweise bereits 9-jährige Mädchen davon betroffen.¹

Die Meldung ging durch nahezu alle Schweizer Medien, ihr Ursprung ist eine Warnung von Pro Juventute, die auf der Auswertung der Jugendkampagne „Echtes Leben“ basiert. Die Kampagne ist im Oktober 2014 lanciert worden, seitdem haben sich mehr als 350 Jugendliche unter der Notrufnummer 147 gemeldet und um Hilfe gebeten, das sind durchschnittlich vier Jugendliche pro Tag oder 8 Prozent mehr als im Vorjahr.² Aber wieso werden dann Magersüchtige immer jünger?

*) Vortrag in der Evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Meilen am 28. Januar 2015.

¹ <http://www.bluewin.ch/de/news/inland/2015/1/19/pro-juventute-warnt-magersuechtige-werden-immer-jue.html>

² <http://jugendkampagne.projuventute.ch/erste-bilanz-der-jugendkampagne-von-pro-juventute-zeigt-bedarf-fuer-bestaerkung/>

Verlässliche Schweizer Zahlen zur Prävalenz oder zur Häufigkeit von Krankheiten im Bereich von Essstörungen gibt es. Eine repräsentative Befragung in fünf Altersgruppen³ zeigt folgende Kernergebnisse:

- Über die Lebenszeit gesehen haben 3.5% aller Schweizerinnen und Schweizer unter einer oder mehrerer der drei hauptsächlichen Essstörungen⁴ gelitten, Frauen erheblich mehr als Männer.
- Fragt man nach Essstörungen in den letzten 12 Monaten, dann sind 1.13% aller Befragten davon betroffen gewesen.
- Essstörungen beginnen häufig im Entwicklungsalter, aber die meisten Fälle betreffen Essanfälle, nicht Magersucht oder Bulimie.
- Von einer radikalen Vorverlegung des Alters und so einer Bedrohung der Kindheit kann keine Rede sein (Prävalenz von Essstörungen 2012, S. 32ff., 36ff.).

Die einzelnen Fälle sind für Eltern und Kinder oft schwere Herausforderungen, die das Zusammenleben stark belasten können, aber es ist kein allgemeiner Trend, dem man schutzlos ausgeliefert wäre, nur weil angenommen wird, dass Facebook die Sozialnorm setzt.

Auf der anderen Seite: Es kennzeichnet den heutigen Diskurs über Kindheit und Jugend, dass sich mit „Essstörungen“ unmittelbar Befürchtungen verbinden, das eigene Kind könnte betroffen sein und man würde zu spät merken, was mit ihm los sei. Man lässt sich leicht alarmieren und sieht sich genötigt, auf jedes Problem einzugehen, das in den Medien auftaucht. Die Sorge über das Wohlergehen der Kinder gehört zu jeder Erziehung, aber die Problemflut scheint neu zu sein, damit zusammenhängend die Zahl der möglichen Bedrohungen und die Angst vor Kontrollverlust.

2. Die Schule im Feld des Wandels

Erziehen wir deswegen heute anders als früher? Die Medien können relativ leicht zur Ursache des Übels erklärt werden, die Klagen über den schlechten Einfluss der Medien gibt es mit jedem neuen Innovationsschub, der Wandel der Erziehung kann damit allein nicht erklärt werden. Auf der anderen Seite ist evident, dass von dem, was noch vor dreissig Jahren als „Erziehung“ galt, nicht mehr viel übrig ist.

- Der autoritäre Vater ist ebenso verschwunden wie die demütige Mutter,
- es gibt keine Geschwisterreihen mehr,
- der Kinderwunsch ist zusammengeschrumpft,
- was früher undenkbar war, nämlich öffentlich über die Kosten der Kinder nachzudenken, ist heute selbstverständlich.

³ Befragt wurden 10.038 Personen zwischen 15 und 60 Jahren (Prävalenz 2012, S. 22). Die Befragung wurde zwischen April und Oktober 2010 durchgeführt.

⁴ Anorexia nervosa, bulimia nervosa, Binge Eating Störung.

Bildquellen können das gut illustrieren, der Abstand zur Vergangenheit wächst mit jeder neuen Kindergeneration und einen Weg zurück gibt es nicht, auch wenn die „gute, alte Zeit“ der Erziehung noch so sehr beschworen wird. Die sozialen Medien werden nicht verschwinden, die Geschwisterreihen kehren nicht zurück und die Erziehungsverantwortung muss ausgehalten werden, was immer die Entlastungsindustrie versprechen mag.

Es ist heute auch selbstverständlich, den Kinderwunsch in einer Paarbeziehung lange *nicht* zu thematisieren und sich dann auch gegen diesen Wunsch zu entscheiden. Meine Frage, ob wir heute anders erziehen, ist deshalb eher seltsam. Sie müsste vielleicht besser lauten, ob wir überhaupt noch erziehen können, wenn Kinder zu einem Luxusgut werden. Von den Kosten her ist es eigentlich umgekehrt, die Kinder erziehen die Eltern, einfach weil täglich Aufwand betrieben werden muss, der den Konsum und den Erfahrungsraum der Erwachsenen beschränkt. Aber leben wir deswegen in einer völlig neuen Erziehungswelt?

In gewisser Hinsicht muss die Frage bejaht werden. Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe oder die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen. Grundsätzlich erleidet niemand mehr Nachteile, der von der Mehrheit abweicht, sofern er oder sie für den Unterhalt seines Lebens selbst aufkommen kann.

- Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden.
- Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr,
- Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild,
- vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslanger Abstimmung, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind. Wer das vor sich sieht, kann vor der Verpflichtung, die Kinder mit sich bringen, leicht zurückschrecken. Früher wurde man für „Kinderlosigkeit“ sozial geächtet, heute lebt man damit und muss höchstens mit dem unerfüllten Kinderwunsch fertig werden.

Aus dieser Analyse folgt nicht, dass uns mit früheren Epochen der Erziehung nichts mehr verbindet. Jede Kultur muss auf die Tatsache reagieren, dass Neugeborene nicht fertig auf die Welt kommen. Kinder müssen ihre Welt entdecken, sie lernen eigensinnig und brauchen Unterstützung, die sich in den Kulturen der Erziehung ausdrückt. Diese Kulturen unterscheiden sich historisch, aber sind nicht völlig verschieden. Erziehung im Mittelalter ist keine Grösse, die für uns unverständlich wäre, wie sich wiederum an den Bildquellen zeigen lässt.⁵

Andererseits ist der Abstand unverkennbar, Erziehungskulturen ändern sich mit ihrer Überlieferung. Was wir heute vor allem beobachten können, ist eine Beschleunigung, die

⁵ Abbildungen nach Riché/Alexandre-Bidon (1994).

historisch unbekannt war. Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich. Heute sind wir mit schnellem Wandel und globalen Phänomenen konfrontiert, die vom Kinderspielzeug über die Medien bis hin zur Kleidung und zum Aussehen reichen. Insofern macht die Magersucht-Schlagzeile Sinn: Niemand kann den sozialen Normen ausweichen, solange alle die gleichen Geräte benutzen.

Kindheit und Jugend haben sich in den letzten 15 bis 20 Jahren stärker und schneller verändert als in allen Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg. Schülerinnen und Schüler wachsen heute mit dem Internet und den sozialen Medien auf, die Lebensentwürfe folgen persönlichen Idealen, die Mobilität ist hoch und die Bindekräfte traditioneller Institutionen wie Kirchen oder Vereine nehmen weiter ab. Dieser Wandel hat unmittelbare Folgen für die Bildung.

- Die öffentliche Schule ist die einzige Institution, die alle Kinder durchlaufen.
- Ohne sie wäre eine gesellschaftliche Integration verschiedener Gruppen oder Milieus nicht möglich.
- Das wertet die Schule einerseits auf und stellt sie andererseits vor neue Aufgaben,
- die verträglich gehalten werden müssen mit ihrem Auftrag der Allgemeinbildung.

Aber man kann auch ganz anders fragen: Brauchen wir Schule überhaupt noch, wenn sich das Leben weitgehend individualisiert hat und das Internet für die Bildung sorgt? Der deutsche Fernsehphilosoph David Richard Precht (2013) fragt so, er hat sogar einen Bestseller geschrieben und damit auch in der Schweiz Diskussionen ausgelöst. Wikipedia wäre die Schule und die Blogs wären der Unterricht. Nun kann man aber den Spiess umdrehen und zurückfragen, wie solche Thesen Leser finden können.

Auf merkwürdige Weise schaffen es Sachbücher mit pädagogischen Themen immer wieder in die Bestsellerlisten. Meistens sollen sie die Öffentlichkeit alarmieren und oft dringen damit auch durch, nämlich kreieren ein Thema und besetzen die Agenda. Nimmt man diese Bücher ernst, dann scheinen Schulen und im Weiteren die Erziehungswelt eigentlich nur noch aus Defiziten zu bestehen. Kinder werden dann plötzlich zu „kleinen Tyrannen“, es droht eine neue und bislang unbekannte Seuche, nämlich die „digitale Demenz“, die „Helikoptereltern“ fliegen und alle Unzufriedenen können sich auf Facebook in der Gemeinschaft „Die Schulhasser“ eintragen.

Über Erziehung und Bildung wird gerade im Internet mit dramatischen Bildern und drastischen Ausdrücken oft so geredet, dass man sich eine sofortige Abhilfe wünscht, die meistens aber bloss bleibt, sodass die Verunsicherung noch grösser wird. Die Vorwürfe klingen gewaltig, die Kritik scheint irgendwie einzuleuchten, auch radikale Forderungen finden Beachtung, doch die praktischen Konsequenzen hängen in der Luft. Und noch etwas ist auffällig: Man weiss selten, worüber genau geredet wird.

Aber: Niemand beschwert sich über anregendes, gut gestaltetes Lernen, das man nicht mühsam selbst organisieren muss, solange sichtbar Fortschritte erzielt werden, und niemand

kann über alle Schuljahre hinweg Fortschritte ausschliessen, nur muss man nicht der Schule zuschreiben, was man in ihr gelernt hat. Radikale Schulkritik wäre so in gewisser Hinsicht kalkulierte Undankbarkeit, man kann leicht negieren, was für die eigene Bildung gesorgt hat. Auf der anderen Seite: „Die“ Schule gibt es nicht, und nur wer sie abschaffen will, braucht einen Tunnelblick.

Dieser Einwand bremst die Radikalität und verweist auf eine Normalität, die so schlecht nicht ist, wie die Kritik annehmen muss, um Eindruck zu machen. Ausserdem ist das Ende der Schule schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, ohne deswegen auch ausgelöst zu werden. Das übersieht die Grösse und das Gewicht der gesellschaftlichen Institution Schule, unterstellt grösstmögliches Fehlverhalten, das niemand bemerken würde, und geht davon aus, dass die Kritik auf allseitige Akzeptanz stösst, also ohne das Risiko auftreten kann, sich lächerlich zu machen.

Meistens wurden die Untergangswünsche mit dem Argument unterstützt, dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stünden oder dass die zeitgenössischen neuen Medien sie überflüssig machen würden. Aber fast immer traf das Gegenteil ein. Man denke nur an die Sprachlabore der sechziger Jahre, die teuer waren, mit hohem Weiterbildungsaufwand implementiert wurden und - schnell verstaubten (Bosche/Geiss 2011). Angesichts solcher Beispiele sollte man eigentlich vorsichtig sein mit radikalen Thesen, aber die erfreuten sich schon immer grosser Beliebtheit. Schulhass ist keine Pathologie.

Die These einer überflüssigen und gefährlichen Institution hören die Lehrkräfte natürlich nicht gerne, denn in der Konsequenz würde ihr bisheriges Berufsfeld verschwinden. Schon vor mehr als vierzig Jahren forderte der Wiener Jesuit und Befreiungstheologe Ivan Illich die „Entschulung“ der ganzen Gesellschaft und schon damals waren Empörung und blankes Entsetzen die Folge, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden. Die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem, was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte: Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

Doch das unterschätzt den eigenen Arbeitsplatz. Allgemein gesagt: Die Schule als Organisation ist stärker und besser als viele Kritiker meinen, Untergangsvisionen sind daher nur rhetorische Figuren. Die Schule ist eine verlässliche Institution, die neben dem Unterricht viel bietet,

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- spezialisiertes Personal,
- ein seriöses Angebot,
- verantwortliche Aufsicht,
- ein soziales Lernfeld
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Sehr wahrscheinlich ist das Verschwinden der öffentlichen Schule also nicht. Sie ist in den Städten und Gemeinden fest verankert, was daran abzulesen ist, dass und wie im Krisenfall um den Erhalt jeder Schule gekämpft wird. Ein verlässlicher Indikator ist auch, wie auf Kürzungen oder Leistungsabbau reagiert wird. Ohne verlässliche Blockzeiten könnten die Eltern ihren Arbeitstag nicht planen und man stelle sich einen Tag im Leben eines Kindes vor, der allein von den Konsumwünschen geleitet wäre.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass Eltern und Lehrer oft sehr gespannt miteinander umgehen und die Erziehungsarbeit von sehr unterschiedlichen Vorstellungen geprägt ist. Aber beide Seiten kämpfen auch mit Zuschreibungen, die den Umgang nicht erleichtern, es gibt hinderliche Klischees und immer wieder Unklarheiten, wer für was zuständig ist. Das wird mich in einem nächsten Schritt beschäftigen.

3. Eltern und Lehrer

Als Schrecken der Lehrerschaft gelten heute die „Helikoptereltern“⁶, also die Eltern, die es mit der Behütung so übertreiben, dass sie eigentlich sich selbst behüten wollen. Wer dem Thema Glauben schenkt, schliesst sich einer ebenso aufgeregten wie weitgehend datenfreien amerikanischen Diskussion an, die so überflüssig ist wie die Drohung mit asiatischen Müttern als angeblich so toughe „Tigermoms“ (Chua 2011). Die Drohung hat ausser Aufregung nichts bewirkt hat, wie auch? Wenn bei zwei Töchtern die Ältere tut, was die Professorenmutter will und die Jüngere sich dem entzieht, hat man keine hohe Erfolgsquote.⁷

Die Medien wollen, dass man aufmerksam wird, Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, das nach Zuspitzung verlangt und so immer das stark machen muss, was von der Mehrheit der Medien ausgeschlossen wird. Die Weltwoche funktioniert so, aber auch Michel Houellebecq. Unterhalb dieser Schwelle: Wer weiterhin „tyrannische“ Kinder für keine generelle Erscheinung hält und auch nicht von *einem* ARD-Tatort auf die Jugendgewalt *insgesamt* schliesst, sondern sich der realen Schulentwicklung zuwendet, der sieht ein System, das keineswegs in der Beharrung erstarrt, sondern sich bewegt, und dies schneller als zuvor, aber sich nicht auflöst.

In demoskopischen Umfragen teilen viele Eltern die Schlagworte der Kritik, also beklagen die blosse Schulförmigkeit des Lernens und wünschen sich für ihre Kinder mehr praktische oder musische Tätigkeiten, sie kritisieren auch die Lebensferne des Unterrichts und besonders intensiv jenen Leerlauf des Tages, der „Stundenausfall“ genannt wird. Das ist verwunderlich, weil viel wichtiger wäre zu fragen, was passiert, wenn Unterricht stattfindet. Aber der Fokus des Ärgers ist der Ausfall und der Ärger erklärt, warum die schulkritischen

⁶ „Helicopter parenting“ ist eine amerikanische Prägung und soll „überbehütende Eltern“ bezeichnen. Dabei wird von mehr Betreuungsaufwand auf ein Fehlverhalten geschlossen.

⁷ Entscheidend für den Schulerfolg asiatischer Kinder in amerikanischen Schulen ist nicht die Mutter, sondern das kulturelle Umfeld sowie die familiäre Unterstützung, in dem Schulleistungen eine zentrale Rolle spielen. Aber das gilt für Kinder aller Ethnien.

Bücher gekauft werden und wieso auch ganz radikale oder ziemlich aussichtlose Themen Anklang finden. Man stimmt der Kritik zu, aber nur auf eine sehr abstrakte Weise, die wenig mit der eigenen Praxis zu tun hat.

Fragt man nämlich die gleichen Eltern nach den konkreten Erfahrungen mit der Schule, in die *ihre* Kinder gehen, dann entsteht ein ganz anderes Bild:

- Den Lehrkräften wird hohe Professionalität bescheinigt,
- im Unterricht werden sichtbare Fortschritte erzielt,
- die Entscheidungen bei den Übergängen gelten überwiegend als fair und transparent,
- Konflikte finden Bearbeitung
- und Anliegen der Eltern werden beachtet.

Die Volksschule in der Schweiz gilt als bewährt und verlässlich, sie kann sich weiterentwickeln und niemand will sie ernsthaft abschaffen. Das unterscheidet Eltern von Schulkritikern.

Der Grund für die hohe Akzeptanz ist evident und lässt sich verallgemeinern: Ohne öffentliches, staatlich finanziertes Schulwesen hätte die heutige Bildungsqualität nicht aufgebaut werden können, wäre es unmöglich, Basisfertigkeiten über Generationen konstant zu halten und könnte keine ungefähre Gleichverteilung des Angebots erreicht werden. Das setzt und setzt ein Kalkül des Nutzens voraus, keine Gesellschaft könnte sich auf Bildung einlassen, wenn sie nichts davon hätte.

Lehrerinnen und Lehrer beklagen sich oft über etwas, was die „nachlassende Erziehungsbereitschaft“ der Eltern genannt und fast wie eine Art Seuche kommuniziert wird. Eine Mengenangabe fehlt, wie viele Eltern davon infiziert sind, wird nicht gesagt, auch nicht, was genau „Erziehungsbereitschaft“ heissen soll und welche Erwartungen der Schule sich damit verbinden. Der Vorwurf bleibt im Ungefähren und wirkt trotzdem, weil den Eltern schnell ein schlechtes Gewissen gemacht werden kann. Umgekehrt gilt das nicht. Wenn man den Spiess umdreht und den Lehrern vorhält, sie würden von den Eltern lediglich die Erziehung schulförmiger Kinder erwarten und es sich damit sehr einfach machen, wird man kaum sehr viel erreichen. Zudem: Wo sollte man das sagen? Kein Elternabend erlaubt so etwas.

Auch in der medialen Öffentlichkeit sind die Eltern in den Verdacht geraten, es mit ihrer Erziehungsverantwortung nicht mehr so genau zu nehmen und deshalb für die Schulen eher eine Belastung als eine Bereicherung darzustellen. Meistens stehen dahinter Einzelfälle, die sehr schnell generalisiert werden und dann auch ebenso schnell den Mediendiskurs bestimmen. Der Verdacht unterstellt abnehmende Erziehungsbereitschaft und so Bequemlichkeit und fehlende Verantwortung, also pädagogischen Horror, bei dem wiederum nicht gesagt werden muss, wie oft er vorkommt. Hier kann nicht schwarz genug gemalt werden.

Doch Schätzungen aus Deutschland gehen davon aus, dass die viel zitierte „Erziehungsverwahrlosung“ alles andere als der Normalfall ist,

- denn gut 85% aller deutschen Eltern sind ihrer Erziehungsaufgabe gewachsen,
- fast 90% aller Kinder und Jugendlichen fühlen sich in ihrer Familie wohl
- und ebenso viele geben an, ihre Eltern hätten genügend Zeit für sie.
- Lediglich 10% leben in Familien, die als zu konflikthaft empfunden werden (Dornes 2012, S. 237).

Bei aller Vorsicht gegenüber den Deutschen, ich könnte mir vorstellen, dass man diese Daten übertragen kann, auch wenn ich natürlich befangen bin. Aktuell gesagt: Der schwache Euro hat wohl Auswirkungen auf den Einkaufstourismus, aber nicht auf die Familienerziehung und eine Reise nach Konstanz verdirbt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den Charakter.

Die Klagen über den Niedergang der Erziehungskultur sind nicht neu, im Gegenteil begleiten sie die Schulgeschichte, während sich nicht bestreiten lässt, dass die Schulen *ohne* die Leistungen der Eltern kaum Erfolg haben könnten. Das Verhältnis wird oft als gegensätzlich und widersprüchlich hingestellt, und in der Tat sind weder die Interessen beider Seiten identisch noch die Perspektiven der Wahrnehmung und der gegenseitigen Beurteilung. Es sind tatsächlich zwei verschiedene Seiten. Anders als die Lehrpersonen bilden „Eltern“ keine homogene Gruppe, sie stehen der Schule nicht in jedem Falle nahe und stellen doch einen ihrer Erfolgsfaktoren dar.

Das Verhältnis von Eltern und Schule lässt sich am besten als spannungsreiche Partnerschaft fassen und muss vor dem Hintergrund heutiger Anstrengungen zur Qualitätssicherung verstanden werden. Begleitet wird diese Partnerschaft wie gesagt von Medien, die zum Alarmismus neigen. Vielleicht wurde noch nie so viel über die „richtige“ oder die „falsche“ Erziehung diskutiert wie heute, was auch mit der steten Vermehrung der Medien zu tun hat. Schlagzeilen sind aber nicht immer gute Informationen, zumal dann nicht, wenn sie fast ausschliesslich negativ gefärbt sind.

- Am Ende glaubt man, dass die pädagogische Welt heute nur noch aus fettleibigen oder magersüchtigen Kindern besteht,
- aus Eltern, die ihre Erziehungsverantwortung an der Schultüre abgeben,
- und aus Schulen, die hinter den geschlossenen Türen chaotisch sind.

Auch die beste Lehrerin und der der beste Lehrer brauchen Bündnispartner, wenn sie Erfolg haben wollen. Der wichtigste Partner sind die Eltern, die aber von den Schulen oft nur am Rande wahrgenommen werden. Nicht selten werden sie so beschrieben, dass sie Teil des Problems sind und an der Lösung kaum beteiligt werden können. Ein Stichwort lautet „bildungsferne Schichten“; wer so bezeichnet wird, ist beinahe schon abgeschrieben. Die Zuschreibung erklärt nichts und bietet alle Chancen zur Diskriminierung. Ähnlich wirkt die Bezeichnung „Eltern mit Migrationshintergrund“ als Etikett, ohne mehr zu bieten als einen Verdacht. Gelöst wird damit nichts und auch meine Kinder haben in der Schweiz „Eltern mit Migrationshintergrund“.

Risiken dagegen bestehen, übermässiger Medienkonsum ist natürlich auch in der Schweiz festzustellen, die dabei bestehenden Risiken lassen sich ebenso wenig leugnen wie

die Folgen von Fastfood, Auswüchse der Jugendgewalt oder neuartigen Schuldenfallen, in die schon Kinder geraten können. Neu sind auch Formen des Internet-Mobbing unter Schülerinnen und Schülern, die sich besonders schnell verbreitet haben. Auf diese Risiken müssen sich heutige Eltern und Lehrpersonen einstellen; Verharmlosung ist dabei keine gute Strategie, Alarmismus jedoch auch nicht.

- Auf die Risiken des Aufwachsens muss reagiert werden,
- doch gerade deswegen darf die Gefahrenvermutung nicht grösser sein als die Erfolgserwartung.
- Anders würde man das eigene Handeln beeinträchtigen und die Hände in den Schooss legen, eine Phantasie, die man als geplagter Vater oder Mutter gelegentlich hat,
- um dann doch wieder in der Realität zu landen, die „Kind“ heisst und anstrengend ist

4. *Wandel der Erziehung*

Es gibt keinen Zeitpunkt in der Geschichte, an dem der Zustand der Erziehung *nicht* beklagt worden wäre. Insofern ist auch der pädagogische Alarmismus heutiger Medien keine Anomalie, neu sind nur die Reichweite und die schnelle Zugänglichkeit aller Informationen. Doch bezieht man sich auf historisch langfristige Indikatoren wie

- die rechtliche Stellung der Kinder,
- die soziale Sicherheit,
- die gesellschaftliche Verbreitung der Bildung,
- den Anstieg der Bildungsqualität über Generationen
- und nicht zuletzt das Verhältnis zu den Eltern,

dann ist der langfristige Wandel der Erziehungskulturen keiner zum Schlechteren, wie gelegentlich angenommen wird. Nostalgie hilft nicht weiter und die Rede, dass früher in der Erziehung „besser“ war, hat die Geschichte gegen sich, abgesehen davon, dass sich dieses „früher“ beliebig verschieben lässt. Zur Bekämpfung der Nostalgie: Man muss sich nur vor Augen halten, was noch in den fünfziger Jahren die durchschnittliche Klassengrösse war, wie real gelernt wurde und wie wenig die Eltern zu sagen hatten oder auch zu sagen wussten.

Die heutigen Kinder sind in aller Regel nicht „brav“ und „folgsam“, wie das noch in der Erziehungsliteratur der sechziger Jahre gefordert und nach Geschlechtern strikt getrennt wurde. Kinder sind heute häufig in die Entscheidungen eingebunden und denken mit, sie werden nach ihrer Meinung gefragt und so ernst genommen. Selbstbewusste Kinder kennt man aus der Literatur, etwa Huckleberry Finn oder Pippi Langstrumpf. Aber das erklärt den Wandel nicht. Pippi Langstrumpf ist Primarschullektüre, aber die Lehrerinnen sind froh, dass es nur Literatur ist. Und Mark Twain hat gesagt, dass er es nicht ertragen konnte, Huckleberry wachsen zu sehen.

Unabhängig davon: Die Stellung der Kinder in der Gesellschaft hat sich grundlegend geändert, Kinder erleben keinen militärischen Drill mehr, die Kinderarbeit ist abgeschafft worden, der typische Schulmeister ist verschwunden, die Lehrerinnen haben die Schulen erobert und die Schulhäuser sind im Kanton Zürich, anders als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, keine Verlegenheitsbauten mehr, sondern repräsentative Gebäude im Mittelpunkt der Gemeinden.

Der Wandel hat die Erziehung nicht zu einem sicheren Geschäft gemacht. Der Ausgang jeder Erziehung ist unsicher und vor allem das erklärt die öffentliche Sensibilität im Blick auf Risikofaktoren. Scheitern soll ausgeschlossen werden und Erziehung muss gelingen. Aber gehören ausgerechnet Eltern zu den Risikofaktoren? Zunächst muss man davon ausgehen, wie stark sich auch die Elternschaft gewandelt hat und weiter wandeln wird. Im Unterschied zu früheren Epochen der Erziehung wird über den Kinderwunsch in aller Regel partnerschaftlich und bewusst entschieden.

- Die Prinzipien der Erziehung legt nicht mehr der Vater fest und überlässt es dann der Mutter, sie auch durchzusetzen.
- Und bei Trennung der Paarbeziehung bleibt die Erziehungsverantwortung bestehen und wird nicht etwa delegiert oder gar nicht mehr wahrgenommen.
- Dabei werden nicht immer gute Lösungen gefunden, aber der Wandel ist unübersehbar.
- Das Wohl des Kindes ist auch juristisch stärker als die Interessen der Eltern nach der Scheidung.

Auf dieser Linie kann festgehalten werden, dass nicht nur in rechtlicher Hinsicht die Erwartungen an die Elternschaft gestiegen sind. Der Wandel betrifft sowohl die Selbst-, als auch die Fremderwartungen, und er bezieht sich auf beide Geschlechter. Ein „Zurück“ zu früheren Verhältnissen gibt es nicht, ebenso wenig ist mit dem Wandel der Elternschaft zunehmende pädagogische Verwahrlosung verbunden, wie so mancher Unkenruf nahelegt. Das Gegenteil ist der Fall, die Anstrengung hat zugenommen, was nicht zuletzt im Blick auf die Schule gesagt werden muss.

Der heutige Alltag der Erziehung ist gekennzeichnet von der Ausweitung der Zuständigkeit, wachsenden Pflichten und gesteigerter Verantwortung. Eltern werden anders als früher von den Schulen aktiv in deren Erziehungsarbeit eingebunden, die Sichtbarkeit abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen nimmt zu und die Toleranz gegenüber fehlenden Leistungen der Eltern nimmt ab. Wenn Kinder und Jugendliche sich deviant verhalten, dann zieht das oft Sanktionen oder in der Schweiz sogar förmliche Bussen nach sich. Die Verantwortung der Eltern wird daher viel konkreter kommuniziert als noch vor einer Dekade, nämlich nicht als eine abstrakte moralische Forderung, sondern im Blick auf die Konsequenzen.

Eltern bewegen sich aber auch in anderer Hinsicht in einem veränderten Feld der Erziehung. Die Kosten für die Kinder steigen und die Kinderzahl ist kontinuierlich gesunken (Spycher/Bauer/Baumann 1995). Die Kosten variieren mit dem Alter der Kinder und der Zahl der Geschwister. 2006 wurden in der Schweiz die Kosten für ein dreizehnjähriges Einzelkind

auf 2'020 Franken pro Monat geschätzt (Bundesamt für Statistik 2006). Die Kosten pro Kind sinken mit zusätzlichen Geschwistern, die aber fast immer ausbleiben. Die Erziehung konzentriert sich auf ein oder zwei Kinder, die hohe Aufmerksamkeit erhalten und einen ebenfalls hohen Aufwand an Betreuung abverlangen.

- Die in der Öffentlichkeit oft vertretene Meinung, die Erziehung schwäche sich ab oder „verschwinde“ gar, wird durch diesen Befund nicht gedeckt.
- Im Gegenteil wird in weniger Kinder weit mehr investiert - Geld ebenso wie Aufmerksamkeit - als noch vor zwanzig Jahren
- und werden grössere pädagogische Anstrengungen unternommen als je zuvor.

Auch die Rollen haben sich geändert, Väter werden aktiv in die Erziehungsarbeit eingebunden und übernehmen konkrete Verantwortung. Keine pädagogische Nostalgie kann das ändern, was im Übrigen auch zeigt, wie fragwürdig die Rückkehr zur alten Erziehung ist. Es wäre die Rückkehr zur einseitigen Belastung der Mütter.

Naturgemäss denken Eltern bei dem Stichwort „Schule“ vor allem an den Erfolg ihrer Kinder. Dass Bildung ein *öffentliches* Gut ist, steht ihnen oft nicht vor Augen, so dass die Übereinstimmung der Interessen zwischen Eltern und Schule eine bestimmte Schnittmenge nicht übersteigt. Die Frage ist nur, wie gross sie ist. Auf der anderen Seite sind die Einstellungen der weitaus meisten Eltern gegenüber der Schule überwiegend positiv, die Qualitätseinschätzung ist hoch⁸ und das spiegelt sich dann auch in den Haltungen der Schweizer Schülerinnen und Schüler im Vergleich mit Kindern und Jugendlichen aus dem Ausland (Rohlf's 2010, S. 110f.).

Gleichwohl sind ganz andere Fragen populär. Eine lautet: Müssen nicht Eltern für die Erziehung ihrer Kinder *selbst* erzogen werden und wäre das nicht ein wirksamer Beitrag zur Qualitätssicherung von Schulen? Es gibt verschiedene Programme für das pädagogische Training von Eltern, die kurzfristig und im Blick auf begrenzte Themen Erfolg haben können. Aber sie sind kaum sehr nachhaltig, was sich auch mit einem „Elternführerschein“ nicht ändern liesse.⁹ Was man damit befördern würde, wäre staatlicher Zwang und gewinnen würde die Bürokratie, nicht die Erziehung.

In dem langen Prozess der Erziehung stellen immer neue Probleme, für die nicht jeweils vor der Bearbeitung ein Training absolviert werden kann. Die Entscheidung für die weitaus meisten Fragen kann den Eltern nicht abgenommen werden und spätestens in der Pubertät merken sie, dass Erziehung nicht einfach in der Familie bleibt, sondern leicht mit Auffälligkeit zu tun haben kann. Es gibt aber den Trost der Erfahrung, selbst die Pubertät der eigenen Kinder überlebt man.

Vorbereiten kann man sich darauf nur sehr begrenzt vorbereiten und in jedem Falle müssen eigene Lösungen gefunden werden. Man kann also auch nicht einfach pädagogische Ratgeber konsultieren und dann das eigene Problem von dort aus bearbeiten. Wo das versucht wird (Keller 2008), ist der Gegenwert oft nur eine blasse moralische Ermutigung und keine

⁸ Daten der Zürcher Fachstelle für Schulbeurteilung (Jahresbericht 2009/2010).

⁹ NZZ Nr. 18 vom 23. Januar 2015, S. 21.

wirkliche Problemlösung. Ratgeber versuchen meistens, Eltern durch vorteilhafte Sprachregelungen zu entlasten, aber das hebt den Problemdruck nicht auf, wie sich an beliebigen Beispielen zeigen lässt.

- Wie viel Geld ein Jugendlicher erhält, was die Gegenleistungen sind und ab wann Sanktionen greifen, lässt sich nicht abstrakt bestimmen und kann sich nur sehr begrenzt auf Richt- oder Durchschnittswerte verlassen.
- Das gilt für die Beschränkung des Fernsehkonsums ebenso wie für die zulässige Teilmenge Fastfood oder die Begrenzung der Handy-Rechnung.
- Wenn hier keine Grenzen gesetzt werden, dann gibt es keine.

Die Erziehung der Kinder und Jugendlichen ist wesentlich Sache der Eltern. Wenn sie sich, aus welchen Gründen auch immer, der Verantwortung entziehen, wird nicht einfach die Schule einspringen. Daher kann es nur um eine konkret bestimmte Partnerschaft gehen, in der genau festgelegt wird, was sie ausmachen soll und wo die Grenzen liegen. „Elternarbeit“ kann man sich als Endlosband von ungelösten Aufgaben und immer neuen Forderungen vorstellen, die nur eins nötig haben, nämlich beschränkt zu werden. Angestrebt werden sollte eine abgestimmte Kooperation unter der Voraussetzung divergenter Interessen, die eine gemeinsame Schnittmenge finden müssen, ohne die Konflikte auszuklammern.

Es gibt inzwischen in den Schweizer Schulen zahlreiche Anstrengungen, die darauf hinauslaufen, die Eltern mehr als bisher zu beteiligen oder sie, wie gesagt wird, „ins Boot zu holen,“ weil der Lernerfolg der Kinder stark davon abhängt, wie sich die Eltern auf die Schule einstellen. Forschungen zur Schulqualität zeigen deutlich, dass eine aktive, unterstützende Elternschaft ein Erfolgsfaktor ist, was dann auch in umgekehrter Hinsicht gilt. Inzwischen herrscht in der Expertendiskussion Einigkeit darüber, Eltern als „Ressource“ der Schule zu verstehen und sie in die Qualitätssicherung einzubeziehen.

Das wäre ein hauptsächlicher Punkt meines Vortrages. Aber dagegen scheint die Realität zu sprechen:

- Eltern sind in der Wahrnehmung vieler Lehrkräfte Laien, während sie tatsächlich die Hauptlast der Erziehung tragen und in der Hinsicht sich sehr wohl professionell verhalten müssen.
- Eltern, anders gesagt, sind Erziehungsexperten, deren Erfahrung und Kompetenz auch von der Schule genutzt werden muss.

Doch Elternleistungen werden bis heute stillschweigend in Anspruch genommen, ohne dass diese Leistungen in irgendeiner Bilanz auftauchen würden. Würde der Aufwand für Hausaufgabenbetreuung, Motivationssicherung und häuslicher Enkulturation in Arbeitsstunden verrechnet, und müssten diese Stunden nach Tariflohn bezahlt werden, dann wäre die Schule sehr schnell unbezahlbar.

Die tägliche Praxis der Elternarbeit wird als selbstverständliche Unterstützung erwartet, ohne sie speziell zu honorieren. Eltern sichern zum Beispiel das Englischniveau der eigenen Kinder, indem sie ein Jahr Schulerfahrung im angelsächsischen Ausland bezahlen,

und mit einem Auslandsjahr könnte man wahrscheinlich auch die in der deutschsprachigen Schweiz notorische Unlust gegenüber dem Französischunterricht beseitigen. Aber das ist das nicht von der Steuer absetzbar und findet auch keine Anerkennung als Leistung für das, was oft „verantwortungsvolle Partnerschaft“ mit der Schule genannt wird. Diese Partnerschaft scheint ganz ohne Wechselseitigkeit der Leistungen auszukommen, es dann wäre die einzige „Partnerschaft,“ die nicht auf dem Prinzip *do ut des* aufbaut.

5. Partnerschaft im Erziehungsgeschäft

Man kann das aber auch positiv wenden: Die Schulen müssen lernen, sich mehr als bisher für die Anliegen der Eltern zu interessieren und deren Erfahrungen für die eigene Entwicklung zu nutzen. Zum professionellen Selbstverständnis gehört daher, dass die Lehrerschaft sich auf die Abnehmer ihrer Dienstleistung oder - wenn man so will - auf die „Kunden“ in einem *service publique* einstellen, die nicht von Staatsdienern hoheitlich behandelt werden wollen. Eltern sind die *critical friends* der Schule und so gesehen ein hohes Gut. Doch Anreize und Vorbilder für eine solche Entwicklung sind noch zu wenig vorhanden.

Das lässt sich ändern, aber es ist nicht nur eine Sache der Einstellung. Auch neue Instrumente gehören dazu, wie regelmässige Elternbefragungen, also Feedbacks über den informellen Kontakt hinaus. Schulen werden nicht daran gehindert, sich jährlich mit einem formalisierten Fragebogen, der elektronisch zugänglich ist, dem Urteil ihrer Abnehmer zu stellen. Und niemand hindert sie auch, von diesem Urteil zu lernen. Nicht wenige Schulen befinden sich auf diesem Weg und nehmen die Eltern ernst, etwa wenn die Ergebnisse kommuniziert und konkrete Massnahmen in Aussicht gestellt werden.

Ein immer wieder vorgebrachter Vorwurf, den viele Eltern äussern, ist der mangelnder Transparenz der Leistungsentwicklung der Schülerinnen und Schüler. Wenn Zeugnisse verteilt werden, ist es zu spät, in diese Entwicklung einzugreifen, was viele Eltern gerne täten, weil sie mit den informellen Rückmeldungen der Kinder oft nicht zufrieden sind. Fragt man sie, wie es in der Schule sagen sie „gut“ und beschränken der Rückfragemöglichkeiten. Das hängt mit dem Phänomen zusammen, dass viele Schülerinnen und Schüler lieber auf schlechte Zeugnisse warten als ihr Leistungsverhalten zu verändern. Intransparenz bringt für sie kurzfristig Vorteile, wobei die Eltern oft ahnen, was auf sie zukommt.

- Es gibt in der Schweiz Schulen, die die Eltern regelmässig über den Lernstand ihrer Kinder informieren.
- Die Schulen legen Datenbanken an, in denen alle Lehrkräfte die Noten der schriftlichen Leistungen eintragen.
- Die Eltern erhalten dann regelmässig einen Auszug, der sie über den Stand informiert und den sie unterschreiben müssen.

Sie können dann beizeiten überlegen, welche Strategien sie ergreifen, wenn ein Leistungsniveau erreicht ist, das weder sie noch ihre Kinder zufrieden stellt, ohne sich mit Ausreden zufrieden geben zu müssen.

Ein weiteres Ärgernis ist die oft mangelhafte Kenntnis sowohl der Lernziele als auch der genauen Leistungsanforderungen. Hier kann man wiederum mit einem offenen Zugang Abhilfe schaffen, die Schulen müssen nur darstellen und den Eltern zugänglich machen, was sie in welcher Zeit erreichen wollen und nach welchen Kriterien sie bei der Leistungsbewertung vorgehen. Der Verweis auf den Lehrplan genügt nicht, weil jede Schule im Rahmen der staatlichen Vorgaben letztlich den eigenen Lehrplan verwirklichen muss. Das kann in Gestalt von Monats- oder Jahresplänen geschehen,¹⁰ in die die Eltern Einblick haben. Bezogen auf den Unterricht sind Transparenz und Zielsteuerung längst ein Thema.

Mit den Eltern werden auf dieser Basis Standortgespräche geführt, die mit Testdaten angereichert werden können, wie die Nutzung von Tests wie „Klassencockpit“ oder „Stellwerk“ gezeigt hat, die an Schweizer Schulen inzwischen weit verbreitet sind. „Stellwerk“ wird Mitte der 8. Klasse eingesetzt, um den Lernstand zu bestimmen und festzulegen, was für die Übergänge am Ende der Volksschule nachgebessert werden muss. In einer Evaluation von „Stellwerk“ im Kanton Zürich zeigte sich, dass neben dem Test vor allem die Standortgespräche bei den Lehrkräften auf grosse Zustimmung stossen, auch wenn damit zusätzliche Belastungen verbunden waren (Kammermann/Siegrist/Sempert 2007). Auf diese Weise wird ein professioneller Kontakt mit den Eltern möglich, der sich nicht auf persönliche Beobachtungen beschränkt und auch keine Klagen nötig hat.

Die Schulen dürfen nicht einfach nur entgegen nehmen, was kommt, sondern müssen aktiv den Aufbau der Interessen gestalten, nicht bei jedem Schüler gleich, wohl aber als deutlicher Auftrag, Leistungen hervorzubringen. Die Leistungen der Schüler sind stark von ihrem Interesse bestimmt, aber auch davon, dass sie erfahren, in ungeliebten Fächern voranzukommen und dort Erfolg zu haben, wo sie es nicht erwarten, etwa im Französischunterricht. Hier liegt ein wichtiger Testfall für den Schulerfolg und die Probe auf die Anstrengungsbereitschaft. Auch dafür kann viel getan werden kann, dies mit Nutzung neuer Medien und unter aktiver Einbeziehung der Eltern.

- In manchen Schweizer Sekundarschulen hat jede einzelne Klasse eine eigene Website, auf der sie ihre Leistungen und Produkte präsentieren kann, in Form von Texten, Bildern, Kommentaren und Disputen.
- Man liest dann als Vater oder Mutter die besten Aufsätze, kann Musterlösungen mathematischer Aufgaben studieren und erhält Einblick in den Kunstunterricht, indem die Abbildungen der Produkte ins Netz gestellt werden.

Blogs geben die reflexive Arbeit wieder, die das Lernen begleitet hat. Und für die Schüler ist es sehr anregend, sichtbar zu sein und gar noch zu den Besten zugehören, vielleicht auch dort, wo es nicht für möglich gehalten wurde. Eltern können auf diese Weise auch Lernfortschritte wahrnehmen, was für sie das Kernkriterium ihrer Beurteilung der Schulqualität ist. Das gilt etwa auch für die Beherrschung der Rechtschreibung, die heute nicht zufällig ein öffentliches Thema geworden ist.

Der Befund lässt sich verallgemeinern. Zwischen den Schulen und den Eltern sollten *Leistungspartnerschaften* bestehen, die näher fassen, welche Leistungen von beiden Seiten

¹⁰ Ein Beispiel ist die Sekundarschule Neftenbach im Kanton Zürich.

erwartet werden. Zur Entwicklung einer Leistungspartnerschaft, die die Eltern einschliesst, sollten alle Schulen *Lern- und Verhaltensprogramme* entwickeln, die quasi-vertraglichen Charakter haben. Was in der Verantwortung der Schule, der Eltern und der Schüler liegen soll, darf nicht im moralisierenden Nebel verborgen bleiben, sondern muss expliziert und verbindlich formuliert werden. Das gilt für die normativen Erwartungen ebenso wie für die fachlichen Standards oder die Formen der Kooperation, einschliesslich der Frage, welche realen Möglichkeiten zur Mitarbeit die Eltern erhalten sollen.¹¹

Probleme wie Absenzen, die nicht begründet sind, oder das, wie es in Deutschland heisst, „Schuleschwänzen“ (Reissig 2001) *müssen* bearbeitet werden, wenn die Schule glaubwürdig bleiben will; das ist nicht möglich, wenn es keine gemeinsamen Regelungen gibt und jeder hofft, das Problem würde ihn nicht betreffen. Kooperationen mit den Eltern sind dabei unumgänglich, was vor allem auch dann gilt, wenn die Schule zu institutionellen Lösungen gelangen will, die akzeptiert sein sollen (Wagner 2007; Stamm et. al. 2008). Statt immer neu „Migränemärchen“ entgegen zu nehmen, könnte man, wie es an bestimmten Schulen üblich ist, den Begründungszwang abschaffen, ein Kontingent mit einer Höchstgrenze von Absenzen einführen und jede Überschreitung dieses Kontingents wirksam ahnden. Mit Einführung eines solchen Systems sinkt aller Erfahrung nach die Zahl der Versäumnisse.

Die Schulen entwickeln Verhaltensregeln und darin enthalten Massnahmen für einen bestimmten Zeitraum, anschliessend wird Bilanz gezogen. Die Programme werden mit den Eltern abgestimmt und die Eltern werden an der Durchführung beteiligt, soweit sie zuständig sind. Die Schule geht auf die Eltern zu und erklärt ihr Anliegen. Nicht alle Eltern werden darauf reagieren, aber es werden umso mehr sein, je konkreter die Möglichkeiten sind, mitzuarbeiten und etwas zu bewirken.

„Programme“ in diesem Sinne enthalten Angaben über

- Verhaltenserwartungen und Sanktionen,
- Ziele der Schule und des Fachunterrichts für einen bestimmten Zeitraum,
- Angaben über die Ressourcen, die zum Erreichen der Ziele notwendig sind,
- etwa im Blick auf den zeitlichen und materiellen Lernaufwand, die Betreuungserwartungen oder die Konzentration von Stress an bestimmten Zeitpunkten des Schuljahres,
- Fördermöglichkeiten, über die die Schule verfügt,
- Rückmeldesysteme
- und Massnahmen der Zielüberprüfung.

Die Regeln und ihre Geltung müssen so transparent wie möglich kommuniziert werden was ohne erheblichen Aufwand nicht möglich ist. Am Beispiel gesagt: Es muss klar und transparent definiert sein, was ein „Fehler“ ist und wie damit umgegangen wird. Wenn

¹¹ Hausaufgabenkontrolle ist eine Sache, Mitarbeit in den schulischen Gremien eine andere und Lösungen von ad hoc auftretenden Problemen nochmals eine dritte.

ein Schüler oder eine Schülerin in einem Diktat viermal denselben Fehler macht, macht er *einen* Fehler und nicht *vier*.

Neben den Regeln müssen auch die Formate für die Leistungen durch die Schule bestimmt werden. Nicht jede Lehrkraft darf für sich entscheiden, was eine gute und was eine schlechte Leistung ist. Standards für Leistungen und Leistungsbeurteilung müssen verbindlich und überprüfbar festgelegt sein - was für manche Schule eine mittlere Revolution wäre. Noten sind dann nicht Schicksal, sondern Formate mit einem gemeinsamen Massstab; und die Notengebung vollzieht sich nach Kriterien, die für alle Beteiligten klar sind und fortlaufend kommuniziert werden. Solche „geeichten“ Noten sind an verschiedenen Schweizer Schulen inzwischen Standard¹² ebenso übrigens wie die Beurteilung der Lehrpersonen durch die Schülerinnen und Schüler.¹³

Zeugnisse sind oft Ärgernisse, nicht wegen der Noten, sondern weil diese zu wenig aussagen. Hier besteht bildungspolitischer Handlungsbedarf, über das hinaus, was bereits eingeleitet worden ist. Im Kanton Zürich ist das Volksschulzeugnis gründlich verändert worden, um realistischere Aussagen zu erreichen. Die wesentliche Änderung geht dahin, in bestimmten Fächern Kompetenzniveaus zu unterscheiden, also etwa in Deutsch nicht mehr pauschal Noten zu geben, sondern mit vier Notenniveaus erreichte oder nicht erreichte Kompetenzen zu bewerten. Noten werden dann vergeben in Hörverstehen, Leseverstehen, Sprechen und Schreiben, und nicht mehr einfach „in Deutsch.“ Auch das dient der Verbesserung der Kommunikation mit den Eltern.

Zum Schluss: Das Stichwort „Partizipation“ steht für Mitbestimmung und im Gegenzug für Mitverantwortung von Schülern und Eltern.

- Die Eltern dürfen Schulen tatsächlich nicht so verstehen, dass sie ihre eigenen Erziehungsaufgaben den pädagogischen Spezialisten überlassen.
- Im Gegenzug muss die spezielle Zuständigkeit der Schulen beschrieben und ihre Kompetenz auf das begrenzt werden, was Schulen tatsächlich nur leisten können.
- Die Beziehung von Elternhaus und Schule muss daher auf eine klare und transparente Basis gestellt werden.

Nur dann kann von einer Leistungspartnerschaft die Rede sein. Zu diesem Zweck muss die Schule ihre Ziele und Leistungsanforderungen verständlich und nachvollziehbar darstellen, müssen Regeln des Umgangs zwischen Elternhaus und Schule vereinbart werden, darin eingeschlossen die Zuständigkeiten, Rechte und Pflichten, und muss die Reichweite von Mitbestimmung, etwa in Schulkonventen, abgesteckt sein.

Hinter diesen Vorschlägen steht die Idee, dass Schülerinnen und Schüler für ihre Ausbildung auch *selbst* verantwortlich sind, also nicht alles von der Schule erwarten können, und dies möglichst ohne Gegenleistung. Gleichzeitig sind Eltern nicht einfach Ersatzlehrer, die ausgleichen, was die Schule nicht zustande bringt. Der Weg sind klare und explizite

¹² Etwa: Primarschule Ruggenacher I in Regensdorf im Kanton Zürich.

¹³ Etwa: Kantonsschule Wettingen oder Berufsschule Lenzburg. Beide Schulen sind im Kanton Aargau.

Leistungsvereinbarungen, insbesondere im Blick auf zeitlichen Aufwand, abgestimmte Aufgaben und wechselseitige Zusagen, die den Standard festlegen, bis zu dem Elternhäuser ernsthaft in die Arbeit einer Schule eingebunden sind.

Zusammengefasst und auf den Titel des Vortrages bezogen:

- Die Macht der Erziehung besteht darin, die richtigen Koalitionen einzugehen, die Ohnmacht, die falschen Ziele zu verfolgen.
- Erziehung verlangt Zuversicht und die ist schnell verbraucht, wenn man nur gegen Windmühlen anrennt.
- Ziele müssen erreichbar sein und die Zuversicht wächst mit dem nächsten erfolgreichen Schritt.

Erlauben Sie mir noch einen Nachtrag: Die öffentliche Schule muss sich strukturell und sichtbar weiter entwickeln, während man heute oft einfach nur semantische Anpassungen erlebt, wie die Karriere des Begriffs „Kompetenz“ zeigt. Heute gibt es keinen Lernbereich mehr und kaum noch eine pädagogische Veröffentlichung ohne „Kompetenzstufen“, aber neu ist damit nur die Sprache, nicht das Problem des Unterrichts. Keine didaktische Theorie seit dem 19. Jahrhundert hat Unterrichtserfolg mit dem blossen Nachvollzug von Schulwissen gleichgesetzt; es ging immer um das Verstehen, Durcharbeiten und Anwenden des Stoffes durch die Schüler, also um zunehmendes Können oder um stetig verbesserte Kompetenz. Daraus ergibt sich eine goldene Regel:

- Der Gründer des Pädagogischen Seminars der Universität Leipzig, der Jurist und Philosoph Tuiskon Ziller (1884, S. 240),¹⁴ hatte dafür auch eine plausible Regel:
- Der Zögling, wie man die Schüler im 19. Jahrhundert nannte, „darf durch den Unterricht nicht geistig schwächer werden“.¹⁵

Literatur

Bernfeld, S.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. L.v.Werder/R. Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag 1974.

Bosche, A./Geiss, M.: Das Sprachlabor - Steuerung und Sabotage eines Unterrichtsmittels im Kanton Zürich, 1963-1976. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 16 (2011), 119-139.

¹⁴ Tuiskon Ziller (1817-1882) war Gymnasiallehrer und habilitierte sich als Jurist. 1854 begann er mit Vorlesungen in Pädagogik, 1861 erfolgte die Gründung des Pädagogischen Seminars, das ein Jahr später mit einer Übungsschule verbunden wurde. Zillers *Einleitung in die Allgemeine Pädagogik* von 1856 ist die Begründungsschrift des Pädagogischen Herbartianismus.

¹⁵ Sperrung im Zitat entfällt.

Bundesamt für Statistik (BFS) (2006): Demografisches Porträt der Schweiz. Ausgabe 2006. Neuchâtel: BFS.

Chua, A.: Battle Hymn of the Tigermother. London: Bloomsbury Publishing 2011.

Dornes, M.: Die Modernisierung der Seele. Kind - Familie - Gesellschaft. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2012.

Fachstelle für Schulbeurteilung: Jahresbericht 2009/2010. Zürich: Bildungsdirektion des Kantons Zürich 2011.

Kammermann, M./Siegrist, M./Sempert, W.: Begleitende und abschliessende Auswertung der Erfahrungen mit dem neu gestalteten Schuljahr an der Sekundarschule des Kantons Zürich. Schlussbericht zur zweiten Erhebung (April-Juni 2007). Vervielf. Ms. Zürich: Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik 2007.

Keller, N.: Pädagogische Ratgeber in Buchform: Die Leserschaft eines Erziehungsmediums. Bern et. al: Peter Lang Verlag 2008 (= Explorationen. Studien zur Erziehungswissenschaft, herausgegeben von J. Oelkers, Band 57)

Oelkers, J.: Schulreform und Schulkritik. 2. vollst. überarb. Aufl. Würzburg: Ergon Verlag 2000. (= Schule und Gesellschaft, hrsg. v. W. Böhm u.a., Band 1)
Pleux, D. : De l'enfant roi à l'enfant tyran. Paris: Odile Jacob 2002.

Prävalenz von Essstörungen der Schweiz. Im Auftrag des Bundesamtes für Gesundheit (BAG). Schlussbericht Zürich, 7. Mai 2012.

Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag 2013.

Reissig, B.: Schulverweigerung - ein Phänomen macht Karriere. Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung bei Schulverweigern. Werkstattbericht. München/Leipzig: DJI 2001. (= Deutsches Jugendinstitut, Arbeitspapier 5/2001)

Riché, P./Alexandre-Bidon, D.: L'enfance au Moyen Age. Paris: Bibliothèque Nationale/Edition du Seuil 1994

Rohlf's, C.: Bildungseinstellungen: Schule und formale Bildung aus der Perspektive von Schülerinnen und Schülern, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2010.

Spycher, St./Bauer, T./Baumann, B.: Die Schweiz und ihre Kinder. Private Kosten und staatliche Unterstützungsleistungen. Zürich: Rüegger 1995.

Stamm, M./Niederhauser, M./Ruckdäschel, Chr./Templer, F.: Schulabsentismus: Ein Phänomen, seine Bedingungen und Folgen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008.

Wagner, M. : Schulabsentismus. Soziologische Analyse zum Einfluss von Familie, Schule und Freundeskreis. Weinheim/München: Juventa Verlag 2007.

Ziller, T.: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. 2. verb. Aufl. Hrsg. v. Th. Vogt. Leipzig: Verlag von Veit&Comp. 1884.